

Interview

„Schlechte Musik spricht nicht zur Seele.“ Der Komponist Thomas Daniel Schlee über geistliche Musik

Am 26. Oktober begeht der österreichische Musikwissenschaftler, Kulturmanager, Organist und Komponist Thomas Daniel Schlee seinen 60. Geburtstag. In seinem schöpferischen Werk spielt der Glaube eine wesentliche Rolle. Patrick Kast führte am 24. Januar 2017 mit ihm in Wien ein Gespräch über Musik und Religion.

Welchen Stellenwert nehmen theologisch-religiös motivierte Kompositionen in Ihrem Œuvre ein?

Schlee: Einen sehr großen. Das ist vielleicht das, worin ich – nicht aus theoretischen Überlegungen, sondern aus einer geistigen Nähe – meinem Lehrer Messiaen am ehesten nachgefolgt bin. Es interessiert mich besonders, meine Musik in den Dienst von Ideen und Prinzipien zu stellen, die aus meinem Glauben kommen. Ich sehe darin einen großen Bedarf für die heutige Gesellschaft.

Gibt es für Sie einen Unterschied zwischen geistlichen und sakralen Werken im musikalischen Schaffen?

Wenn ich die Begriffe richtig deute, dann sind die sakralen Werke diejenigen, die liturgisch gebunden sind. Die geistliche Musik wäre etwas weiter gefasst; sie kann durchaus in den Kanon der Konzertmusik eingehen. Was jedoch aktuelle geistliche Musik betrifft, so fehlt den meisten Komponisten, jedenfalls in unserem müde gewordenen Abendland, der Mut, sich mit diesen Quellen auseinanderzusetzen.

Können Sie Differenzen zwischen Musik in der Kirche und Musik für die Kirche festmachen?

Der Unterschied ist wenig sinnvoll. Beide müssen der Hoheit des Ortes würdig sein, in Intention und Gestalt. Der Katholischen Kirche scheint gegenwärtig gerade dies gleichgültig zu sein. Aber ich habe den Eindruck, dass bei den Protestanten die Situation, zumindest in Europa, nicht wesentlich anders ist. Das Interesse an der Ton-Kunst schwindet, und dies in der Gesellschaft allgemein. Seit dem Zweiten Vatikanum ist bei den Katholiken der hohen Musica Sacra gegenüber eine ausgesprochene Feindselig-

keit festzustellen. „Expertenmusik“ ist nicht mehr gewünscht. Allzu viele schwelgen im Dudeln minderwertiger Gemeindemusik.

Man sollte langsam vernünftig werden und einsehen, dass schlechte Musik nicht zur Seele spricht. Zu dieser Erkenntnis ist man zwar imstande, aber nicht bereit. Daher meinen manche, man komponiere besser außerhalb der Liturgie für den Glauben und dessen Inhalte, nicht aber innerhalb der Institution. Das freilich ist fatal. Die institutionellen Kirchen sollten nicht ausgespart sein, sich natürlich auch nicht selbst aus der Beziehung zu den lebendigen Künsten nehmen. Ich bin so vermessen zu sagen, dass die Kirchen heute eher der Fürsprache der Künste bedürfen als umgekehrt.

Sind in unserer säkularisierten Welt religiöse Werke überhaupt noch zeitgemäß?

Die Frage nach dem Zeitgemäßen wird meistens von Idioten gestellt. Wenn es um Kunst geht, so müssen wir mit allem Stolz und Ernst immer darauf hinweisen, dass die bedeutenden Schöpfungen Ewigkeitsanspruch haben. Ihnen steht Unsterblichkeit zu. Es gibt keine veraltete oder nicht mehr gültige Kunst.

Ist Musik für Sie die wahrhaftigste Kunstform religiösen Ausdrucks? Anders gefragt: Transzendiert die Tonkunst Religiosität am direktesten, ehrlichsten und trefflichsten?

Das würde ich nicht wagen, so zu formulieren. Da aber die Musik eine ungreifbare Kunst ist, umgibt sie etwas Geheimnisvolles. Das Erhabene in der Architektur etwa kann sich auf andere Weise, eben in anderer Form den Glaubensinhalten annähern.

Beim Carinthischen Sommer, dem Sie als Intendant vorstanden, stellt die Kirchenoper einen wichtigen Schwerpunkt dar. Oper und Kirche – Kirche und Oper, ist das nicht Widerspruch?

Wenn man die Oper in ihrer ursprünglichen Genregeschichte betrachtet, nicht unbedingt. Die kleine Gattung Kirchenoper geht zurück an den Anfang des Musiktheaters. Es sind szenisch dargebotene oratorische Werke, die für die Passionszeit gedacht waren. Musiktheaterbegeisterte Menschen durften in der Karwoche keine Oper aufführen, so



Zauberinsel Komponieren: Thomas Daniel Schlee

dass man sich auf geistliche Sujets in theatralischer Darstellung berief. Ich sehe kein Problem darin, adäquate Sujets in Kirchenräumen aufzuführen.

Anton Bruckners 9. Symphonie widmete er dem „lieben Gott“. Darf man das, oder ist ein solches Vorgehen fragwürdig? Was bedeutet überhaupt die Zueignung einer Komposition an jemanden?

Das ist eine wunderbare Frage. Zueignung ist im Idealfall ein heiliger Akt; ich denke da nicht an ein Klavierstück, das ein alter Komponist einer hübschen jungen Dame mit ein paar Hintergedanken widmet. Richtig verstanden ist eine Widmung dem Akt der Taufe, also der Verleihung eines Namens vergleichbar. Die christliche Taufe ist die eigentliche Bestimmung und Verfestigung des Individuums. Erst mit dem Namen bekommt die Seele ein Ich. Er ist kein Etikett, sondern die Überantwortung an einen Heiligen und dessen Schicksal, dessen Beispiel. Für mich stellen Widmungen Akte dar, die zu Gebeten für Freunde leiten.

Kann Musik den Menschen wieder zum Glauben zurückführen?

Sicher! Ich kenne mehrere, ja erstaunliche Beispiele von Menschen, die durch Messiaen oder Pärt zu einer ganz bestimmten Form der Religiosität gefunden haben. Das ist eine wunderbare Gnade, die von Musik ausgehen kann – aber eben nur kann.

Für viele Menschen ist es wichtig, vor dem Christfest das Weihnachtsoratorium von Bach und vor Ostern eine seiner Passionen zu hören, und vielen ist es einerlei, ob sie die Werke im kirchlichen oder säkularen Raum erleben. Degradieren wir diese Kompositionen zum reinen Konzerterlebnis?

Ich halte es für unmöglich, diese Werke zu degradieren. Sie sind zu groß! Sie können Affen an sie lassen; sie ertragen die miserabelsten Aufführungen und gehen vollkommen unbeschädigt aus diesen Katastrophen heraus. In besseren Zeiten unserer Gesellschaft wäre meine Antwort anders ausgefallen: strenger! Wir schulden diesen Werken allerdings eine besondere Form des Respektes. Heute in Zeiten vollkommener Kultur- und Bezugslosigkeit zur eigenen Vergangenheit, ist jede Aufführung, selbst aus dem sakralen Kontext herausgenommen, ein Segen.

Die Kirchenoper „Ich, Hiob“ ist ein zentrales Werk in Ihrem Schaffen. Ist es eine

Auseinandersetzung mit tief innerer Betroffenheit?

Lebenserfahrung: Leid! Schmerz! Einsamkeit! Krankheit! Sterben! Warum? Ich habe in meiner Familie ein wunderbares Glück, nämlich sowohl ein gewisses Erbe des Jüdischen als auch ein für mich noch stärker relevantes, nämlich des Katholischen. In der Auffassung der Juden gab es den Pakt zwischen Gott und dem Menschen. Beide sollten sich daran halten. Die Menschen, die nach Gottes Gesetz leben, erwarteten, glücklich zu werden. Warum aber hält sich Gott nicht daran? Wieso leiden unschuldige Menschen? Warum das Leid? Die einzige Antwort liegt im Sinn des Opfers. Es ist heute vielen nicht mehr gegenwärtig: Christus nahm das Kreuz bewusst an, um für uns die Erlösung zu erlangen. Das ist, was mich am Sujet des Hiob so berührt hat. Erst das Neue Testament gibt die Antwort auf das Alte. Es wundert mich, dass die Frage nach dem Sinn des Leides in der Kunst nicht öfter gestellt wird.

Sie begehen in diesem Jahr Ihren 60. Geburtstag. Das ist immer auch eine Zäsur. Spendet Ihnen die Musik Trost oder Halt bezüglich der eigenen Endlichkeit?

Wenn ich ans Sterben denke, gelangt auch die Trostmächtigkeit der Musik an Grenzen. Unser Leben ist von sehr viel Arbeit geprägt. Da ist mir das Komponieren zu einer Zauberinsel geworden. Wenn das Tagwerk erledigt ist, freue ich mich, mich auf sie zurückziehen zu können. Irgendwann bricht auf dem Lebensweg die jugendliche Zuversicht weg: Mit 60 ist eine tiefergehende Wahrnehmung gefunden: Was habe ich geleistet, was erreicht, was erhofft. Was ist nicht eingetreten. Ich glaube, man sollte sich dann in eine neue Form der Stille zurückziehen und auch nicht mehr fragen, was noch kommen mag. Das Musizieren wird zu einer Privatangelegenheit. Das ist doch wunderschön!

